

Das folgende Interview zwischen Bini Adamczak und Sebastian Brohn fand am 13. Oktober 2021 via Telegramm statt. Brohn am Küchentisch in Mülheim an der Ruhr, Adamczak voraussichtlich in Berlin.

REDEN WIR ÜBER GELD!

Dramaturg Sebastian Brohn im Gespräch mit der Autorin und Theoretikerin Bini Adamczak.

Sebastian Brohn: In deinem Buch *Beziehungsweise Revolution: 1917, 1968 und kommende* steht der Begriff der Beziehungsweise im theoretischen Mittelpunkt. Was war für dich der Anlass, den Begriff in Augenschein zu nehmen? Und auf welche Praxis hofft die Theorie der Beziehungsweisen?

Bini Adamczak: Gegenstand des Buches ist, wie das zweite Wort im Titel verrät, Revolution, also die radikale, kollektive Transformation von Gesellschaft. Untersucht an der Revolution von 1917 folgende und 1968 folgende. Die Frage lautet, wie wir diese Transformation sinnvoll verstehen können. Was ist es, das sich ändert, das verändert wird. Ein traditionelles, vorherrschendes Verständnis von Revolution versteht diese als Umwälzung der gesamten Gesellschaft, ihrer Totalität, und stellt dabei meist den Staat ins Zentrum der Betrachtung – Revolution als Eroberung der Staatsmacht also. Diese Perspektive ist, obwohl sie das zumindest auf marxistischer Grundlage nicht müsste, dominierend in der Revolution von 1917. Die Gegenposition dazu vertritt keinen Top-down-Ansatz, sondern eine Bottom-up-Perspektive, die vom einzelnen Menschen, dem Subjekt, dem Individuum ausgeht: „Alles verändert sich, wenn du dich veränderst.“ Diese Position gewinnt 1968 an Macht, sie ist auch im „Marsch durch die Institutionen“ lebendig und setzt nicht selten an der Pädagogik, der Erziehung an. Mit dem Begriff der Beziehungsweise versuche ich hier, in der Konstellation von 1917 und 1968, hindurch zu manövrieren. Im Zentrum der Aufmerksamkeit steht weder die Totalität, der Staat, noch das Subjekt, das Individuum, sondern das Dazwischen – die Beziehungen. Ich verstehe Gesellschaft als ein Ensemble von Beziehungsweisen und eine Revolution dann als eine bestimmte Veränderung

der Beziehungen. Die Hoffnung ist, dass sich so ein paar Sackgassen der Vergangenheit besser umgehen lassen.

Brohn: Das klingt hoffnungsvoll, da demnach Veränderung grundsätzlich möglich scheint. Im Kapitel über die Beziehungsweisen gehst du dann auch auf das Transformationspotenzial ein, das durch und innerhalb von Beziehungen möglich werden kann. Neue Beziehungsweisen könnten tatsächlich neuen Rahmen- und Strukturbedingungen zum Ausgangspunkt werden. Aber mal andersrum gedacht: Welche Rahmenbedingungen wären denn dafür förderlich, damit neue Beziehungsweisen möglich werden, wenn die bestehenden Verhältnisse (also Rahmenbedingungen) diese doch zumeist vereiteln wollen?

Adamczak: Ich entwickle den Begriff der Beziehungsweise mit Blick auf die radikale Veränderung der Geschlechterverhältnisse in den beiden großen Transformationswellen des 20. Jahrhunderts. Geschlechterverhältnisse, verstanden als Beziehungsweisen, die zwischen den Beziehungen des Privaten und des Öffentlichen, des Familiären und des Staatlichen, des Intimen und des Öffentlichen gespannt sind. Die Revolutionen von 1917 und 1968 sind auch queerfeministische Revolutionen und sie zeigen uns, dass diese Bereiche (Produktion/Reproduktion, Privatsphäre/Politik, Hausarbeit/Lohnarbeit) keineswegs statisch und gegeben sind, sondern historisch im fundamentalen Maße veränderbar. Ja, die Sphären selbst, die im heutigen Alltag meist als natürlich erscheinen, sind nicht einfach so da, sondern werden erst durch bestimmte Beziehungen hervorgebracht – sie können also auch wieder verschwinden. Die Revolutionärinnen erkennen diese gesellschaftlichen Spaltungen oft als herrschaftliche und zielen auf ihre Abschaffung. Diesen Prozess können wir aber kaum sinnvoll erkennen mit Begriffen, die die Spaltung voraussetzen, also so tun, als gäbe es so etwas wie „Familie“ und „Beruf“ oder „Frauen“ und „Männer“ und es ginge nur darum, sie zu „vereinbaren“ oder ihr Miteinander etwas „gerechter“ zu gestalten. Deswegen fasst der Begriff der Beziehungsweise beide Seiten dieses Verhältnisses mit demselben Werkzeug. Nicht nur sexuelle Beziehungen, sondern auch ökonomische oder bürokratische Beziehungen sind Beziehungen, das ist eine zentrale Pointe des Begriffs. Wir können die Beziehungsweisen, abhängig von ihrer Größe und davon, ob die darin Verbundenen einander

persönlich kennen oder nicht, als Nahbeziehungen oder Fernbeziehungen fassen. Deswegen lässt sich aber die Frage nach dem Verhältnis von Beziehungsweisen und Rahmenbedingungen in diesem Vokabular schlecht stellen – denn auch die sogenannten Rahmenbedingungen sind nichts wirklich Äußerliches, sondern selbst Beziehungen.

Brohn: Das entspricht ungefähr der ‚dialektischen Spannung‘, von der Marx spricht. Das Individuum könne materialistisch nur als Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden werden. Die gesellschaftlichen Verhältnisse selbst seien wiederum Ergebnis des Handelns menschlicher Individuen.

Adamczak: Theoretisch sympathisiere ich mit den Versuchen, noch über die Dialektik, insbesondere die Subjekt-Objekt-Dialektik, hinauszugehen, bzw. quer zu ihr zu denken. Versuche, die marxistische Theoretikerinnen wie Donna Haraway oder Karen Barad immer wieder dazu bringen, neue Begriffe zu konstruieren, die die gewohnten Denkschablonen verschieben. Hier genügt der Hinweis, dass das, was Gesellschaft ist und das, was Individuum ist, selbst fundamental von sich wandelnden historischen Beziehungen abhängig ist. Das hätte Marx (im theoretischen Framework von Newton, Darwin, Hegel) in dieser Allgemeinheit auch unterschrieben, auch wenn sich die genaue Bedeutung dieser Erkenntnis im 20. Jahrhundert (etwa mit Bohr, Margulis oder Butler) noch vertiefen und verschieben lassen.

Brohn: Du arbeitest zur Erläuterung des Transformationspotenzials der Denkfigur Beziehungsweisen mit einer Dekonstruktion, um zu erläutern, dass sich unsere Beziehungen heute immer noch zumeist in patriarchal geprägten Oppositionen strukturieren. In den progressiven modernen romantischen Beziehungen – so erlebe ich es teilweise in meiner Blase – scheint sich das allmählich zu verändern. Wenn ich mir allerdings anschaue, wie Institutionen größtenteils strukturiert sind, und wie diese Strukturen wiederum Verhältnisse schaffen, die wiederum einen bestimmten Beziehungscharakter zwischen Menschen zulassen (häufig hierarchisch, abgeschlossen, vertikal, in Rollen, technisch rational, verdeckt, kontrolliert), frage ich mich, wie hier Veränderung „von unten“ – zum Beispiel durch Beziehungen – entstehen kann. Besser: Ob Beziehungen dagegen ankommen?

Adamczak: Ich bin skeptisch gegenüber Gegenüberstellungen von Nahbeziehungen und Fernbeziehungen oder von „Unten“ und „Oben“. Das kann schnell in Sackgassen führen. Zum einen, das sprichst du ja an, behindern die algorithmisch verstärkten Blasen klare Erkenntnisse, zum anderen würde ich davon ausgehen, dass die Widersprüche alle diese Verhältnisse durchziehen. Emanzipatorische Transformationen finden auch auf der Ebene von Gesetzgebungen, Bürokratien, Konzernen usw. statt, während Freundschaftsbeziehungen und noch mehr romantische Beziehungen oder familiäre Beziehungen sich erstaunlich oft im Kreis drehen – oder in einer Abwärtsspirale. Denken wir in der Coronakrise nur an die Massivität der patriarchalen häuslichen Gewalt oder an die ständige leere Anrufung des schützenswerten Kindes durch alle politischen, aber gerade auch die rechten Spektren. Dies sind keine gelungenen Beziehungen. Die romantische Beziehungsweise ist nicht erst als Ehe eine hochregulierte, verfestigte Institution – sie lässt sich nicht anderen, etwa rechtlichen oder ökonomischen Beziehungsweisen entgegenstellen. Oft sind es letztere, die einen Ausweg oder eine Fluchtoption aus ersteren ermöglichen.

Brohn: Hast du ein Beispiel für letzteres?

Adamczak: In Deutschland ist Vergewaltigung in der Ehe erst seit 1997 strafbar. Diejenigen, die dieses Gesetz abgelehnt haben, viele von ihnen noch heute in der Politik, haben sich auf die Unantastbarkeit der Ehe berufen, in die sich der Gesetzgeber, als politische, staatliche, öffentliche Instanz, nicht einzumischen habe. Nun gibt es ein Gesetz, das eine Norm, ein Sollen formuliert, aber das Sein, die eheliche Wirklichkeit, ist eine andere, eine schlechtere. Das zum Staat. Was die Lohnarbeit angeht, so war das die dominante politische Emanzipationsperspektive des sozialistischen Feminismus im neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert: Innerhalb heterosexueller Beziehungen kann nur die weibliche Lohnarbeit zu Gleichheit führen.

Brohn: Ein Beispiel dafür, dass Kapitalismus eben auch gesellschaftlichen Fortschritt befördern kann?

Adamczak: Der Kapitalismus, der sich als Set von zugleich hochdynamischen und irrsinnig statischen Beziehungsweisen beschreiben lässt, steht auf beiden Seiten des Prozesses. Das war eine der wichtigsten Interventionen von materialistischen Feministinnen wie etwa Silvia Federici in den späten 1960er und 1970er Jahren: Die familiäre Hausarbeit findet nicht außerhalb des Kapitalismus statt, sie ist – auch und gerade als unentlohnte Arbeit – Teil des kapitalistischen Verhältnisses.

Brohn: Interessant finde ich, dass du damit eben auch institutionalisierten Einrichtungen, wie den erwähnten Ebenen von Gesetzgebungen, Bürokratien, Konzernen ein Transformationspotenzial zusprichst, das von vielen ja nicht (mehr) gesehen wird. Institutionen werden oft als undurchdringliche Machtblöcke erlebt. Oft sind sie es auch – aber nicht immer.

Adamczak: Ja, genau diese Wahrnehmung ist zugleich angemessen und problematisch. Sie entspricht tatsächlichen Erfahrungen etwa mit der deutschen Bürokratie, aber es wäre ein Fehler, diese Erfahrungen in alle Vergangenheit und Zukunft zu projizieren. Das würde bedeuten, Änderungen nur noch im Kleinklein des Nahbereiches zu suchen, der aber immer begrenzt und eingehegt bleibt – was eine vorweggenommene Kapitulation wäre. Deswegen ist es auch so heilsam oder erfrischend, in andere Zeiten zu schauen, die sich unserer direkten Erfahrung entziehen, etwa in die großen Revolutionen der Vergangenheit. Dort können wir zusehen, wie große „ewige“ Institutionen bröckeln, brechen und zerbersten oder radikal neu zusammengesetzt werden. Freilich können wir auch sehen, wie sie sich zuweilen wieder aufrappeln und erneut stabilisieren – in äußeren oder inneren Konterrevolutionen. Eine Nahbeziehung von zwei, drei, vier Menschen zu verändern, kann sehr schwer sein, eine Beziehungsweise zu transformieren, die tausende, hunderttausende, Millionen von Menschen umfasst, erfordert trotzdem noch etwas mehr kollektive Kraft. Auch wenn, wie gesagt, das eine gar nicht ohne das andere zu denken (und tiefgreifend zu ändern) ist.

Brohn: Ich ziehe den Begriff der Institutionen nun mal auf die Theater eng. Das sind ja Einrichtungen, in der Beziehungsarbeit an der Tagesordnung steht. Die Theater sind ja auch interessant, da sehr widersprüchlich. Auf

der Bühne wird häufig die befreite Gesellschaft proklamiert, während die eigenen Strukturen leider immer noch dazu in krassen Widersprüchen stehen. (Die im Nachgang zur #MeToo-Debatte bekannt gewordenen Theaterskandale haben das nochmals deutlich gemacht.)

Aus meiner Perspektive, ich arbeite als Dramaturg in dem Koproduktionshaus Ringlokschuppen Ruhr, können gerade Institutionen von den besprochenen Strategien profitieren. Jedenfalls, allgemein würde ich nach dem, was du gesagt hast, etwas grobschlächtiger formulieren: Strukturen von Institutionen sollten aus einer feministischen Perspektive neu interpretiert werden, über Jahrzehnte gewachsene männlich-hierarchische Strukturen damit umgedeutet werden.

Was denkst du, wie sich am ehesten ein Bewusstsein und eine Lust auf Veränderung im Theater als Institutionen erzeugen lassen kann?

Adameczak: Ich stimme dir zu bei der Beschreibung dieser widersprüchlichen Gleichzeitigkeit. Wir können das im Theater, in der bildenden Kunst oder auch in der akademischen Wissenschaft beobachten. Menschen arbeiten zu Ungleichheit, Diskriminierung, Ausbeutung – und tun dies in hierarchischen, ausschließenden, ausbeutenden Verhältnissen. Und zwar häufig, ohne dies jemals zu thematisieren – oder eher in einer privaten, klagenden, nicht in einer kollektiv-organisierenden, direkten politischen Weise. Ähnliches lässt sich, gerade in letzter Zeit, in der sogenannten „freien Wirtschaft“ beobachten: Konzerne, die mit emanzipatorischen Parolen, feministischen, antirassistischen usw. Slogans werben oder einfach nur mit der Attraktion von sozialen Bewegungen kokettieren, mit Aktivismus usw. Auch hier hat das Engagement etwa für Diversity auch reale Effekte, wie sich an den Spannungen zwischen dem Trumpblock und mehreren Techkonzernen des Silicon Valley gezeigt hat, aber Privateigentum, Kapitalakkumulation, Wertgesetz müssen natürlich aus der progressiven Unternehmenspolitik ausgeklammert bleiben. Ich will deine Frage mit einer Gegenfrage beantworten: In welchem Rahmen ließen sich diese Widersprüche besonders gut thematisieren, in welcher Sprache müssten sie reflektiert werden, damit sie auch Gehör finden – über Interpretationen, Deutungen hinaus? Eignet sich dafür ein Festival, ein Sammelband, eine Podiumsdiskussion? Oder wäre nicht ein anderes Format geeigneter, eine Demonstration, eine Besetzung oder noch einfacher, ein Streik?

Brohn: Wir sprachen ja im Vorfeld des Interviews über die *Solidarische Mittelvergabe*. Das ist vielleicht ein konkreteres Beispiel. Ich interpretiere die Mittelvergabe als möglichen Rahmen, um neue Beziehungsweisen auszuprobieren, die auf Solidarität statt auf Konkurrenz gründen. Die Verteilung von Geld steht in dieser Perspektive gar nicht mehr so sehr im Mittelpunkt, auch wenn sie paradoxerweise der Versamlungsanlass ist. Die Besonderheit in dieser Zusammenkunft der solidarischen Mittelvergabe: Die Performativität des Vorgangs, die in der solidarischen Vergabe eine wichtige Rolle spielt, kann im besten Fall in ein Preenactment eines gesellschaftlichen „Danachs“ münden. Zumindest wurde in den gelungenen Momenten dort im veränderten Miteinander ein Stückchen davon gemeinschaftlich antizipiert.

Adamczak: Ich würde nicht versuchen, das Geld aus dem Mittelpunkt der solidarischen Mittelvergabe herauszurücken. Geld ist die Verkörperung der vermutlich dominantesten Beziehungsweise jener Gesellschaften, die wir kapitalistisch nennen. Marx sagt, im Geldbeutel trage die Bürgerin den gesellschaftlichen Zusammenhang mit sich herum. Denn im Geld werden die getrennt voneinander verrichteten Privatarbeiten von Millionen von Menschen aufeinander bezogen. Ich glaube nicht wirklich an die Möglichkeit, das Geld zu reformieren, seiner Sprache eine andere Grammatik zu geben, ihm andere Imperative – etwa ökologische oder soziale – einzuschleusen. Es geht schon darum, an die Stelle der homogenisierenden, individualisierenden, quantifizierenden, hierarchisierenden Beziehungsweise des Geldes eine andere, demokratische, kooperative Beziehungsweise treten zu lassen. Also als Perspektive für das, was du gesellschaftliches „Danach“ nennst. Aber im gesellschaftlichen Jetzt geht es auch um einen anderen Umgang mit dem Geld, wie er etwa in Finanzkooperativen¹ oder auch der solidarischen Mittelvergabe stattfindet. Es ist bereits ein wichtiger Schritt, die bürgerliche Konvention „Über Geld spricht man nicht“, die nicht zuletzt die Klassenverhältnisse in Schweigen hüllen soll, zu missachten. Reden wir über Geld! Wenn so ein Projekt aber der Gefahr entgehen will, neoliberales governing qua „Partizipation“, selbstverwaltete Unmündigkeit,

1 Vgl. FC-Kollektiv/Bulling, Nino/Adamczak, Bini: Finanzcoop oder Revolution in Zeitlupe. Von Menschen, die ihr Geld miteinander teilen, Marburg 2019.

zu betreiben, darf es nicht nur ein anderes Arbeiten mit Geld, sondern muss auch ein Arbeiten gegen das Geld sein. Es sollte zunächst den Konnex Leistung/Lohn oder auch Arbeitszeit/Geld in Zweifel ziehen: Sollen die Schnellen mehr kriegen oder die Langsamen? Was ist gute Kunst/Arbeit und sollte sie eher gefördert werden als schlechte Kunst/Arbeit – oder andersrum? Und macht es nicht ohnehin Sinn, das Bedürfnis in den Vordergrund zu stellen und das Geld ausschließlich danach zu verteilen, wer es mehr braucht? Daran schließt natürlich die Frage an, wo die Kohle herkommt, wer über ihre Höhe entscheidet, warum 35.000? Gibt es nicht mehr? Wie lief die Diskussion, wenn mehr da wäre? Würde dieses Geld dann an anderer Stelle fehlen? Oder gibt es gesellschaftliche Bereiche, in denen Geld in solchem Überfluss vorhanden ist, dass seine Eigentümerinnen nicht wissen, was sie damit anstellen sollen? Und wie lässt es sich ihnen wegnehmen?

Brohn: Auch vielen queeren Strategien ist dezidiert eine performative Dimension immanent, wie etwa Strategien, die Unschärfeverhältnisse in normative Dispositive einbringen. Hier sehe ich Parallelen. Allerdings setzen viele dieser Strategien bei einem „Selbst“ an, im Sinne eines „Selbstentwurfs“, wie es vielleicht einmal bei Foucault – sicher auch bei Butler – beschrieben worden ist – und in zweiter Instanz erst bei einem gemeinschaftlichen Verhältnis. Sind solch performative, selbstzentrierte Strategien in deinem Sinne auch produktive Ausgangspunkte, um neue Beziehungsweisen zu initiieren?

Adamczak: Die queere Theoriebildung der 90er und frühen 2000er hat einen Schwerpunkt auf die politische Praxis der Subversion gelegt, oft verstanden als eine lokale, mikropolitische oder individuelle Unterwanderung hegemonialer gesellschaftlicher Normen: Herrschaft und ihr Anspruch auf Identifizierung ist nie total, es gibt immer die Möglichkeit, umzudeuten, zu entweichen, Fehler in den beständigen Wiederholungen zu nutzen und die Möglichkeit von Veränderung offenzuhalten. Ich verstehe diesen Fokus auch als Ausdruck der historischen Niederlagen kollektiver Kämpfe, die sich in den 1990er Jahren als Atmosphäre des Endes der Geschichte über große Teile der Welt gelegt hatten. Aber das Ende der Geschichte ist selbst an sein Ende gekommen. Mit der Weltwirtschaftskrise 2008

und den Kämpfen des Arabischen Frühlings und der Occupy Bewegungen, dann in reaktionärer Weise mit der globalen Wiederkehr des Faschismus. Damit geht es nicht mehr nur um die Möglichkeit von Veränderung, sondern um tatsächliche Veränderung, es geht nicht mehr vor allem um individuelle Subversion, sondern auch um kollektive Konstruktion – von veränderten Beziehungsweisen. Der Queertheoretiker Utan Schirmer hat in seinem Buch *Geschlecht anders gestalten* gezeigt, dass in der Drag-Performance, die in Butlers Gender Trouble eine so paradigmatische Rolle spielt, das Entscheidende gar nicht auf der Bühne passiert, sondern im Publikum und zwischen Bühne und Publikum. Geschlecht ist gemacht, aber nicht individuell, sondern kollektiv – und so wird es auch verändert.

Brohn: Wir leben im Zeitalter der Individualisierung, damit auch der Spaltungen und Beziehungsabbrüche. Wie erklärst du dir, dass aber gerade in linken/solidarischen Strukturen, in der für die meisten gelebten Entwürfe Beziehungsarbeit so wesentlich ist, so viele Verwerfungen an der Tagesordnung sind? Also gerade bei den Strukturen, die es doch eigentlich anders machen wollen, die auf gesellschaftliche Veränderungen abzielen? Ist das Potenzial von Beziehungen heute dermaßen verstellt, dass selbst diejenigen, die davon und für ihre Projekte sehr profitieren würden, keinen Sinn mehr davon haben können?

Adamczak: Ist das wirklich so, gibt es in der Linken mehr Verwerfungen als in anderen Teilen der Welt? Oder geht die Neoliberalisierung der Gesellschaft durch alle ihre Ebenen hindurch als Spaltung, Fragmentierung, Vereinzelung? Die Linke hat es vielleicht schwerer als die politische Fraktion, die sich selbst „Mitte“ nennt, weil sie nicht in der Bequemlichkeit des Einverständenseins schwimmt, über weniger Reichtum und Macht verfügt – Ohnmacht macht unruhig. Zudem steht ihr die Option nicht offen, Einheit durch Unterordnung und Gehorsam zu erzwingen.

Politisch erstaunlich ist aber, dass die Linke auch dort, wo sie ihren Zugang zur Welt als materialistisch begreift, recht häufig Halt in Ideen, Idealen, Haltungen, Positionen sucht und eben weniger in geteilten Praxen oder gar Organisationen. Die Bourgeoisie hat die Beziehungsweise des Privateigentums, auf dessen Schutz sie sich einigen kann, der Rest ist dann auch mal

bloße Meinung, da lässt sich tolerant sein. Eine vergleichbare oppositionelle Beziehungsweise, wie etwa das Commoning, ist nicht so leicht zu finden.

Brohn: Ich habe das Gefühl, wenn ich mich jetzt mit dem Begriff der Beziehungsweise beschäftige, nach anderthalb Jahren Pandemie, ist das Anliegen, was damit verknüpft ist, aktueller denn je. Die Pandemie hat aber viele Prozesse, die individualisierend wirken, beschleunigt. Siehst du in der Krise auch Chancen auf Veränderung oder wirklich nur die Katalyse und Verstärkung bestehender gesellschaftlicher Verhältnisse?

Adamczak: Die Coronapandemie ist historisch besonders, weil sie die ganze Welt mit ein und derselben Gefahr konfrontiert – und das nicht zeitlich versetzt, wie in den ökologischen Krisen, sondern simultan. Darin liegt das Potenzial, die allgemeine Abhängigkeit des Lebens auf diesem Globus zu erkennen, und zwar nicht nur der menschlichen Tiere, sondern auch der Fledermäuse und Schuppentiere und auch der Viren. Gerade vor dem Hintergrund der Gleichheit tritt die Ungleichheit der einen Welt hervor. Politisch, in den verschiedenen Antworten auf die Pandemie, die von Durchseuchung zu Zero Covid reichen, und ökonomisch-sozial, weil gerade nicht alle gleich betroffen sind, sondern Alte mehr als Junge, Arme mehr als Reiche, der Süden mehr als der Norden. Besonders drastisch zeigt sich diese Hässlichkeit in der Weigerung der deutschen Regierung, die Patente für die Impfstoffe freizugeben. Angesichts der Globalität der Pandemie wird auch der Anachronismus des kapitalistischen Nationalstaats in besonders schonungsloser Weise offenbar. Einmal in eine der deutschen Talkshows zum Thema reinschauen macht die ganze peinliche Provinzialität klar: unsere deutsche Pandemie und das Ausland, (das daran hoffentlich noch heftiger versagt). Das Modell Nation war immer schon recht scheiße, es ist aber auch einfach veraltet und muss weg. Angesichts der globalen Abhängigkeit, die sich in den weltweiten Infektionsketten zeigt, ist zugleich die Unangemessenheit des neoliberalen Politikmodus offenkundig geworden – Ansteckungen sind ja ihrem Wesen nach gerade nicht individualisierbar. Die Frage, die die Pandemie der Welt gestellt hat, lässt sich sinnvoll weder anthropozentrisch noch imperial, weder national noch individuell beantworten. Eine weltweite, kollektive,

solidarische Antwort – Zero Covid – hätte das Problem schnell lösen können. Das ist das Potenzial, das in dieser Pandemie steckt und das verspielt wurde.

Literaturangaben:

FC-Kollektiv/Bulling, Nino/Adamczak, Bini: Finanzcoop oder Revolution in Zeitlupe. Von Menschen, die ihr Geld miteinander teilen, Marburg 2019.